

# Soziale Ungleichheit im »ästhetischen Kapitalismus«

Zu Andreas Reckwitz: Die Erfindung der Kreativität

Max Fuchs

**K**reativität« ist in den letzten Jahren zu einem Leitbegriff der Kulturpolitik geworden. Dabei ist es weniger die kulturelle Bildungsarbeit, die gerne die – vielleicht auch kritische – Kreativität der Menschen fördern möchte, es ist vielmehr die Verbindung mit den creative industries, der Kreativ- und Kulturwirtschaft, deren Förderung inzwischen zumindest gleichrangig neben andere kulturpolitische Handlungsziele (Künstlerförderung, Erhaltung des Kulturerbes etc.) getreten ist. Bei einigen Akteuren (z.B. der EU) scheint es sogar kaum noch alternative Ziele zu geben. Vor diesem Hintergrund ist eine Analyse dieser Konjunktur interessant, zumal sie von einem Wissenschaftler vorgelegt wird, der sich mit seinen bisherigen Publikationen über Kulturtheorien (2000) und das »hybride Subjekt« (2006) in die vorderste Reihe der Kultursoziologen in Deutschland geschrieben hat.

Die in seinem Loccum Vortrag vorgelegte Zusammenfassung seines neuesten Buches gestattet – wie jeder anspruchsvolle Text – verschiedene Lesarten. Eine erste Lesart interessiert sich für die kulturpolitischen Schlussfolgerungen aus seinem Ansatz, liest also den Text von seinem Ende her. Erwartet man neue, vielleicht sogar provozierende Empfehlungen, so wird man – freilich auf angenehme Weise – enttäuscht: Die Ziele bewegen sich auf traditionellen Bahnen einer kritischen Kultur-(als Gesellschafts-) politik und sie ergeben sich folgerichtig aus einer durchaus skeptischen Haltung gegenüber dem »Kreativitätsdispositiv«: Eine Ent-Heroisierung des Kreativen, stattdessen ein Lob der alltäglichen Kreativität (was kulturpolitisch bedeutet: Verstärkung der Breiten- und Laienkultur); eine Entmythologisierung des Kultes um das jeweils Allerneueste, stattdessen eine Konzentration auf Nachhaltigkeit. Und schließlich ein Plädoyer für die Grenzen des Ästhetischen, was etwa heißt, die eigenständige Bedeutung von Moral und Politik nicht nur nicht zu vernachlässigen, sondern sogar eine Politisierung der Kunst zu unterstützen. So gesehen kann man als Kulturpolitiker erleichtert aufatmen: Glück gehabt! Denn nicht immer gehen kulturpolitische Handlungsvorschläge von Kultursoziologen so freundlich mit der Kulturpolitik um. Zu erinnern ist etwa an

das Buch »Die Erlebnisgesellschaft« (1992) von Gerhard Schulze, das über Jahre hinweg neben den zeitdiagnostischen Stichworten von Ulrich Beck das vielleicht wichtigste soziologische Referenzwerk in der Kulturpolitik war. Schulze hat mit einer durchaus vergleichbaren Stoßrichtung die Event- und Ästhetisierungstendenzen in der Gesellschaft beschrieben und gleichzeitig eine bis heute wichtige Analyse der Kulturpolitik (Kap. 11) vorgelegt. Nach wie vor relevante Stichworte sind: Wirksamkeit der Kulturpolitik, Selbstmissverständnis der Akteure, unbeabsichtigte Nebenfolgen. Auch seine »Kulturpolitischen Leitmotive« (Hochkulturmotiv, Demokratisierungsmotiv, Soziokulturmotiv und Ökonomiemotiv) sind kaum veraltet, ebenso wie seine Kritik an der »institutionellen Verfestigung« der Förderung, wobei ein von ihm festgestelltes Selbsterhaltungsmotiv der Kultureinrichtungen ebenfalls nicht verschwunden ist, sondern sich heute mit »Nachhaltigkeit« (hier verstanden als unveränderte Erhaltung der Infrastruktur) sogar noch zeitgemäß begründen ließe.

Mit einem weiteren, allerdings nicht so populär gewordenen Buch (»Die beste aller Welten«, 2003) identifiziert Schulze das »Steigerungsspiel«, den Wunsch nach permanentem Wachstum in jedem Lebensbereich als Quelle allen Übels. Und die »Übel«: größer werdende soziale Ungleichheit, mentale Überforderung des Einzelnen, Verlust der politischen Steuerungsfähigkeit etc. haben entschieden mit den Pathologien unserer Gegenwartsgesellschaft zu tun, da sie die Fragen der Verteilung von Macht und Reichtum nicht ausklammern. Damit komme ich zu einer zweiten Lesart des Reckwitzschen Textes: Der systematischen Herleitung der oben vorgestellten Ziele. Dieser Aspekt ist relevant für die Kulturpolitik. Denn wir haben zwar eine lebendige Diskurspraxis, zahlreiche Konzeptvorschläge für die kommunale, Landes- oder Bundesebene. Allerdings ist »Diskurs« und »Konzept« noch nicht Wissenschaft und Forschung. In der Tat findet eine Anbindung an die scientific community etwa der Politikwissenschaft, die ein Referenzsystem für eine Bereichspolitikwissenschaft sein sollte, kaum statt. Daher müssen Begründungsvorschläge aus Nachbardisziplinen (wie etwa der Kultursoziologie) will-

Prof. Dr. Max Fuchs, ehem. Präsident des Deutschen Kulturrates und Direktor der Akademie Remscheid für musisch-kulturelle Bildung, Remscheid ist Ehrenvorsitzender der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung.



kommen sein. Allerdings wäre ein wenig mehr Streit um das Deutungsrecht von wissenschaftlichen Disziplinen innerhalb der Konstituierung einer Kulturpolitikwissenschaft nicht schlecht. Denn außer der Soziologie sind neben der genannten Politikwissenschaft auch Psychologie, Pädagogik, Stadtentwicklung etc. relevante Bezugsdisziplinen. Allerdings ist gerade für ein Verständnis von Kulturpolitik als Gesellschaftspolitik eine gesellschaftstheoretische Grundlegung naheliegend. Makrosoziologische Entwürfe, der Blick also aus einer gewissen Höhe, müssen daher willkommen sein. Allerdings muss man zur Kenntnis nehmen, dass veritable Handbücher locker 40 ausformulierte Theorien vorstellen: Der Bauchladen ist also gut gefüllt. Dabei ist davon auszugehen, dass jede dieser Theorien einen durchaus vorhandenen Aspekt unserer Gesellschaft erfasst, dafür aber andere relevante Dimensionen ignoriert. Was sind die Stichworte im Reckwitzschen Ansatz? »Ästhetischer Kapitalismus« ist ein erstes. Der Umgang mit ästhetischen Symbolen erweitert das seinerzeit von Robert Reich ins Gespräch gebrachte Kompetenzprofil der (symbolischen) Arbeit der Zukunft, wobei nunmehr der Wunsch nach kreativer Lebensgestaltung alle Bereiche des Lebens erfasst.<sup>1</sup> Reckwitz hat in seinem eindrucksvollen Buch »Das hybride Subjekt« (2006) gezeigt, dass sich in den drei unterscheidbaren Phasen der Moderne (bürgerliche Moderne, organisatorische Moderne und Postmoderne) nicht nur drei hegemoniale Subjektformen, sondern auch jeweils drei Gegentypen entwickeln, die stark ästhetisch bestimmt waren. Diese Minderheitsformen von Subjektivität werden nun – als Charakteristikum des ästhetischen Kapitalismus – mehrheitsfähig. Insbesondere sind es die Städte, die sich diesem Kreativitätsdispositiv beugen (müssen).

Auf den ersten Blick kann man dieser Globaldiagnose kaum widersprechen, denn die Alltagswahrnehmung scheint ihr Recht zu geben. Es erscheint diese Zeit- und Gesellschaftsdiagnose daher seltsam vertraut. In der Tat stehen Prozesse der Ästhetisierung in der Postmoderne im Mittelpunkt – und werden entsprechend kontrovers diskutiert. Insbesondere gab es geradezu einen »Hype« rund um die Lebensstilsoziologie Ende der 1980er Jahre, die in einigen ihrer forschenden Varianten behauptete, dass nunmehr nur noch ästhetische Unterscheidungen relevant seien und sozialökonomische Faktoren gar keine relevante Rolle mehr spielten. Man erinnere sich an den berühmt-berüchtigten Fahrstuhleffekt, den Ulrich Beck glaubte identifizieren zu können: Es gäbe zwar weiterhin sozialökonomische Unterschiede, doch spielen diese keine Rolle mehr, da wir uns gemeinsam wie in einem Fahrstuhl permanent nach oben in Richtung Wohlstand bewegten. Diese soziale Blindheit wurde bald – auch amtlich durch den ersten Armutsbericht im Jahre 2001 – gründlich blamiert.

Seither ist Armut, ist soziale Ungleichheit, ist Benachteiligung, ist Ausschluss von Teilhabe etc. ein zentrales Thema verschiedener Wissenschaften – auch der Soziologie – und Politikfelder. Gerade in einer Zeit des 10-jährigen Jubiläums der Agenda 2010 ist an die OECD-Berichte zu erinnern, die jährlich bestätigen, dass in keinem anderen Land die Schere zwischen Arm und Reich schneller auseinander geht als bei uns. Gesellschaftsdiagnosen müssen daher auch darauf überprüft werden, worüber sie keine Auskunft geben, was ihre blinden Flecken sind. Mir scheint, dass der Vorschlag von Reckwitz deutlich ergänzt werden muss durch Ergebnisse der Sozialforschung, die sich mit dieser neu entstehenden Klassengesellschaft auseinandersetzen. Auch im Hinblick auf Machtfragen erhält man kaum Antworten. Die klassischen Fragen der Moderne: Sie sind gerade nicht gelöst. Sie spielen allerdings in Nachbarbereichen der Kulturpolitik eine zentrale Rolle: In der Sozialpolitik, in der Sozialpädagogik, in der Bildungspolitik. Ausgrenzung, Prekariat, working poor, Verhinderung von Teilhabe, strukturelle Demütigung sind Begriffe, die die Realität unserer Gesellschaft inzwischen charakterisieren.<sup>2</sup> Dies gilt insbesondere für die berufliche Lage der Menschen im Kulturbetrieb. In den genannten Politikfeldern lässt sich definitiv keine Politik betreiben, die sich bloß auf die Idee eines »ästhetischen Kapitalismus« stützt. »Kultur öffnet Welten«, so lautet ein Slogan der Bundesvereinigung Kulturelle Kinder- und Jugendbildung. Ein bloß ästhetisierender Kulturdiskurs verschließt allerdings auch Welten der Erkenntnis, was sich gerade eine Politik der Soziokultur kaum wird leisten können. Historisch war dies einer der Gründe dafür, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts »Kultur« als Schlüsselbegriff verschiedener Diskurse das »Soziale« verdrängte.<sup>3</sup>

An dieser Stelle war der bedeutendste Kultursoziologe der letzten Jahrzehnte, Pierre Bourdieu, deutlich weiter. Nicht nur, dass er immer wieder die Frage aufwarf, wer sich denn den reinen Blick der idealistischen Autonomieästhetik leisten könne (den Reckwitz überraschenderweise immer wieder einnimmt, wenn er auf »Kunst« zu sprechen kommt). Er zeigte auch mit seinem eindrucksvollen Werk »Das Elend der Welt« (1993), wie unästhetisch der »ästhetische Kapitalismus« ist.<sup>4</sup> Es würde sich also lohnen, einfach einmal zu tauschen: Die makrosoziologischen Theorien der sozialen Ungleichheit, die in der Sozialpolitik genutzt werden,<sup>5</sup> sollten als Basistheorien in der Kulturpolitik genutzt werden, wohingegen der Reckwitzsche Ansatz einer Bewährungsprobe als Grundlage für die Sozialpolitik unterzogen wird. Andernfalls besteht die Gefahr einer Verdoppelung blinder Flecken in Politik und Theorie, und es werden nur noch ideologische Gesellschaftsbilder reproduziert.

1 siehe aktuell die Beiträge in APuZ – aus Politik und Zeitgeschichte 18-20/2013: »Wissen«.

2 siehe hierzu etwa Maedler (Hrsg.): TeilHabeNichtse, 2010

3 ... und warum sich in den 1920er Jahren »Kulturpädagogik« anstelle von »Sozialpädagogik« als erziehungswissenschaftliches Paradigma durchsetzte.

4 vgl. auch die deutsche Variante »Gesellschaft mit begrenzter Haftung«, 2005

5 Autoren wie St. Lessenich, K. Dörre, Chr. Butterwege u.a., die alle nicht im Literaturverzeichnis von Reckwitz auftauchen.